

Gedichte von heute für übermorgen?

Durs Grünbein:
Strophen für übermorgen,
Suhrkamp Verlag,
Frankfurt am Main 2007,
205 Seiten, 19,80 Euro.

Reiner Kunze:
lindennacht. Gedichte,
Fischer Verlag, Frankfurt
am Main 2007,
112 Seiten, 17,90 Euro.

Gottfried Benn zufolge reichen sechs bis acht Gedichte aus, um die Bedeutung eines Dichters für die Zukunft zu sichern. In diesem Sinne ist der Nachruhm von Durs Grünbein und Reiner Kunze heute schon gesichert. Jeweils acht Lyrikbände haben beide Autoren vorgelegt, erschienen ist jetzt ihr jeweils neunter: *Strophen für übermorgen* von dem jüngeren, *lindennacht* von dem älteren. Doch so unterschiedlich beide Autoren auch in Wort und Weise des Dichtens sind, so deutlich trägt jeder Band bilanzierende Züge. Zu zeigen, dass sie ihr Handwerk beherrschen, hat keiner von

ihnen nötig. Ebenso souverän wie kunstfertig bespielen Kunze und Grünbein die Themenkataloge und die Tonleitern ihrer Lyrik.

Grünbein hat sich 1988 mit dem Band *Schädelbasislektion* einen Namen gemacht. Schon der Titel zeigt, worauf es dem Lyriker ankommt. Anatomie und Ästhetik verbünden sich zu einer „neuroromantischen Poesie“, Grünbeins Kunstwort für das postromantische Gedicht, das die Illusionen der Utopie ebenso wie die Tröstungen der Metaphysik verabschiedet, weil es die Schlüsselrolle der modernen Naturwissenschaften für das Verständnis dessen, was der Mensch ist, entdeckt hat. Die Schädelbasis ist die Basis des Menschseins, hier sitzen Imagination und Fantasie, und genau diese Basislektion will der Dichter seinen Lesern erteilen: ironische „Lektionen für den Hausgebrauch“ durchaus im Sinne Brechts.

Gemeint sind zunächst die Lektionen aus einer

überstandenen Diktatur. Der erste der sieben Zyklen des neuen Gedichtbandes führt zurück in jene „Grauzone morgens“ in der Dresdner Vorstadt, wo der „Traum restaurierte, was draußen fehlte“, weil draußen eine Fetischwelt aus Betondenkmälern, primitiver Klassenfeindethik bei „höchstem Standard im Maschinenbau“ herrschte. Aus den Reisegedichten mehrerer Zyklen ragen jene heraus, die wie „Am Baltischen Meer“ in lange verdrängte europäische Erinnerungsräume führen, dorthin, wo früher Polnisch, Deutsch, Litauisch gesprochen wurde, wo man aber heute „den Gesang des Kohelet“ in den Synagogen vermisst. Der weltreisende Dichter aus „Europas Mitte“ indes findet sich im „Transit Berlin“ wieder, auf den Flughäfen zwischen „Tokyo–Kopenhagen“, wo stets ein „Hauch von Babylon“ durch die Hallen weht. Hier ist der Ort, wo den Dichter die gelassene Selbsterkenntnis fasst, dass weder seine

Zeitzeugenschaft noch seine Versbaukunst gefragt ist, er selbst nur noch ein „müder Philosoph“ und, wenn überhaupt, einer der „Herolde der Konfusion“. Doch diese Selbstbildnisse sind keine stoische Abkehr vom Publikum. Mit kunstvollem Aufwand bietet Grünbein die Bildungstraditionen des spätzeitlichen Abendlandes auf, um sich vor dem Hintergrund der alten Mythen die Zukunft seiner global orientierten Generation auszumalen; die Themen reichen vom Klimawandel über den internationalen Terrorismus bis zu der unvergänglich-„unverschämten“ Frage nach dem Glück.

Nicht jeder wird Grünbeins manchmal enzyklopädisches Wissen teilen können, zumal er einiges auch schon weniger präziös gesagt hat. Aber seine Gedichte taugen nach wie vor gut als Navigationsinstrumente durch das fortschrittsbeschleunigte, aber tendenziell gedächtnislose einundzwanzigste Jahrhundert. Wegblasen können sie die „Trübsal am Rande der humanen Wüsten“ nicht. Aber die Gewissheit wachhalten, dass „dies Wer und Wo, Wieviel und Wann“ nicht in die Fernseh-Quizshows gehört, sondern zum kul-

turellen Grundrepertoire des Menschen.

Auf eine ähnliche Weise hält Reiner Kunzes Lyrikband *lindennacht* das Gedächtnis der Worte fest. Ungebrochen ist sein Vertrauen aufs poetische Wort. Kunze benennt die Dinge „bei ihrem wahren namen“, um sie kenntlich zu machen, auch seine Gedichte sind Orientierungshilfen in einer von Globalisierung und Technik überrollten Welt. Lakonie ist ihr Prinzip, eine Metaphorik aus Grundwörtern, die oft Natur und Landschaft entlehnt sind. Die fünf Zyklen, in die der Band geordnet ist, enthalten Natur- und Reisege-dichte aus der Provence, aus Skandinavien und Korea. Man findet Haikus, versifizierte koreanische Legenden und Kinderweisen, Gedichte über das Alter und über die von Kunze strikt abgelehnte Rechtschreibreform. Auffällig sind jene Gedichtformen, in denen dem Tod eine Stimme verliehen wird: Epitaphe, Nachrufe auf verstorbene Dichterkollegen, darunter Albert Camus, Christine Lavant oder Hermann Lenz. Aber der Tod gewinnt keine Alleinherrschaft über die Gedanken des Dichters. Benannt wird er, um gebannt zu werden: mit dem vielleicht tröstlichen Gegengedanken, dass es doch

die Werke der toten Dichter sind, die bleiben.

Natürlich weiß Kunze nur zu gut, dass gerade Gedichte aus dunklen Zeiten bedroht sind vom Vergessen. Keiner ist dagegen gefeit. Das letzte Gedicht ist, auch druckgrafisch, eine „Stele“ auf den russischen Autor Warlam Schalamow, der eine siebzehnjährige Haft in den Goldlagern von Kolyma überstand. Seine Erinnerungen, die in den 1960er-Jahren in Deutschland erschienen, sind so gut wie vergessen. Aber sie gehören, wie Reiner Kunze zeigt, zu den überlieferungswerten „Nachrichten von der Menschheit“.

Gegen den Tod wird in vielen Gedichten auch der Himmel ins Spiel gebracht, so häufig wie in keinem Buch von Reiner Kunze zuvor. Der Himmel taucht in kosmischen und in komischen Zusammenhängen auf, vom Blick aus dem „dachfenster bei sternenklarer nacht“ über das „wolkenbarock“ an einem Donaumorgen bis zum neonlichtumrandeten „Disney- / himmel“ in Seoul. Doch vom kantischen Staunen über das bestirnte Firmament ist in einem Zeitalter, da nicht mehr Götter, sondern Satelliten den Himmel bevölkern, nur ein ferner Schimmer übrig geblieben. „Wie verloren wir

liegen“, beginnt das „dachfenster“-Gedicht im elegischen Ton, um sofort illusionslos hinzuzusetzen: „Doch lieber ungeborgen / als über uns / ein ebenbild des menschen.“

Diese Umkehrung des biblischen Gedankens hat es in sich. Statt der Gottesebenbildlichkeit des Menschen zu vertrauen, wird den Götzen misstraut, die sich die Menschen als ihre Ebenbilder entworfen haben. Vertraut wird allein dem Leben: Als „Schöpfer seiner selbst“ ist es das eigentliche Wunder des Daseins, das einzelne Tode überdauert. Hier spricht der Dichter als „dezidierte Nichtchrist“; im Elternhaus lag die Bibel zuhinterst im obersten Wäschefach, mit stets eingefaltetem Lesebändchen. Dennoch darf es den „kühnen gedanken in ehrfurcht vor dem glauben“ geben, dass Gott dereinst, „gewichtigend / tat und leben“, auch mit dem Nichtgläubigen „zufrieden“ ist.

Der Band, der so viel über die Toten und über den Himmel spricht, zieht ersichtlich eine Lebenssumme. Deshalb darf auch eine „Kindheitserinnerung“ am Anfang stehen. Es ist die Erinnerung an „kohle, gras und himmel“, an Bergmannskneipen und die Schachttasche, mit

der Großvater und Vater des Bergarbeitersohns im erzgebirgischen Untertagebau zur Schicht gingen. Aus der „kindheitserinnerung“ wird ein eindringliches Zustandsbild, das sich poetisch wie politisch lesen lässt:

„Wenn die schwalben sich zum abflug sammelten, / trennte zwischen den Stromleitungsmasten / schwalbenstacheldraht / das dorf vom himmel // Und die menschen waren / gefangene, verurteilt / zum winter // Zu telegrafendrähten / ohne gezwitscher // Zum leeren nest / in ihrer brust // Wenn die schwalben sich sammelten / und mit ihren schwanz- und flügelspitzen / die grenze markierten.“ Es geht in dem Gedicht aber nicht nur darum, die sprichwörtliche Vogelfreiheit von dem ummauerten Staat abzusetzen. Es geht vor allem um die Freiheit der Sprache. Den „telegrafendrähten / ohne gezwitscher“ korrespondiert die innere Leere der Menschen, die sich unter den Bedingungen von Zensur und Verrat nichts mehr sagen dürfen, was nicht gegen sie selbst und andere verwendet werden könnte.

Auch in den Erinnerungsgedichten bleibt Kunze ein Dichter, der das Politische in der Sprache sucht: in der genauen und

klaren Benennung dessen, was war und was bleibt. Dazu gehört das Bewusstsein der eigenen Endlichkeit. Die beiden „variationen über das thema ‚philemon und baucis‘“ sind spätmoderne Gedichte über dieses barocke Thema. Philemon und Baucis sind dem Mythos zufolge, weil sie den Göttern als einzige Gastfreundschaft gewährt haben, von der Weltkatsrophe verschont und in Eiche und Linde verwandelt worden. Dieser Trost ist dem um den Missbrauch der deutschen Eichensymbolik wissenden Dichter nicht mehr geheuer: „Am wesen der eiche jedoch / würde ich leiden.“ Die Linde als Baum der Liebe und der Treue steht ihm näher. Sie blüht für ihn auch bei Nacht. So zählt er sich zu den Begünstigten, die „noch zu ende leben“ dürfen „unter bäumen“ und die ihren Nachgeborenen, selbst wenn die Weltläufe nichts Gutes verheißen, noch etwas Schönes hinterlassen können. Reiner Kunzes neue Gedichte sind schöpferische Gegenstimmen, einfache Lebenswahrheiten, beschwert mit dem Wissen um Altern und Vergänglichkeit, Gedichte vom Vertrauen auf das Gedächtnis der Dichter.